

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 249.

Dienstag, 12. September

1933.

## Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

13. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Du . . .“ prüstete er. „Du . . . willst ihr . . . einen Heiratsantrag . . . einen richtigen Heiratsantrag machen?“

Anton Eggebrecht zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen.

„Was gibts denn da zu lachen? Ist denn das so lächerlich? Ich bin doch . . . oder bin ich nicht . . .“

„Natürlich biste! Aber, Mensch, Anton, was meinst du kennst ja die Tüte noch gar nicht! Das ist ein Deubel, sag ich dir . . . ein richtiger Deubel! Wenn die mal 'n Mann nimmt, der hat nicht zu lachen . . . den . . . aus dem macht se Appelmus, sage ich dir!“

„Na, na, so schlimm wird 's nicht sein!“

„Noch viel schlimmer!“

„Nun, was . . . was würdest du denn zum Beispiel dazu . . .“

Er konnte nicht zu Ende sprechen. Da draußen fuhr plötzlich der kleine Wagen Lutzens am Gartengitter vorbei und hielt vorm Tor. Am Steuer des Wagens aber saß nicht Lutz, sondern Brigitte Stüwe! Und kurz hinter ihr rollte ein großes raffiges Fahrzeug heran, das von Lutz gelenkt wurde.

Er wandte sich hastig um.

„Sie kommen schon!“

„Wer?“

Heinrich Stüwe wollte sich mit einem Ruck erheben. Es ging nicht. Er saß zwischen den Sessellehnen festgeklemmt.

„Donnerwetter! Deine Sessel sind aber eng, man kann ja nicht . . .“

„Nee, Heinrich,“ lachte Anton Eggebrecht. „Die Sessel sind nicht zu eng . . . ich glaube, du bist zu dick!“

„Das glaubste doch selber nicht!“ Ächzend befreite sich Heinrich Stüwe aus der Umklammerung der Seitenlehnen.

Draußen war Lutz inzwischen herausgesprungen und wollte seiner Begleiterin behilflich sein beim Aussteigen. Sie war flinker als er und stand schon, bevor er zufassen konnte. Beide lachten sich an und kamen jetzt durch den Garten.

„Na, da scheint ja auch alles in schönster Ordnung zu sein!“ meinte Anton Eggebrecht aufatmend.

Heinrich Stüwe wischte sich den Schweiß von der Stirn und liebte seine von den hartnäckigen Sessellehnen mißhandelten Hüftknochen.

„Tott sei Dank!“

Frau Burberg war sekundenlang starr vor Staunen, als Lutz an der Seite einer jungen eleganten Dame das Haus betrat. Sie brummelte einen Gruß und sah den Beiden mißtrauisch nach.

Das hat unbedingt etwas zu bedeuten, dachte sie unzufrieden. Erst kommt der Dicko da, für den man eigent-

lich die Türen breiter machen lassen müßte . . . und jetzt der Lutz mit einer jungen Dame!

Und in ihrem Herzen keimte schon wieder eine ununterdrückbare Welle heftigen Getränktheins, daß sich da scheinbar eine Familienangelegenheit anbahnte, die Anton Eggebrecht vor ihr verheimlichte!

Inzwischen waren Git Stüwe und Lutz Eggebrecht weitergegangen und standen vor den beiden versöhnten Männern. Git Stüwe war absolut nicht überrascht, ihren Vater hier zu finden . . . Lutz sah, daß er die „Diebin“ etwas zu spät erwischt hatte, um eine Überraschung präsentieren zu können.

Git Stüwe zeigte keine Spur von Verlegenheit, als sie den alten Freund ihres Vaters begrüßte. Sie streckte ihm mit einer offenen Bewegung die Hand hin und sagte:

„Seien Sie mir nicht mehr böse, Herr Eggebrecht . . . ich hab's in keiner schlechten Absicht getan. Ich glaubte ein an meinem Vater begangenes Unrecht gutmachen zu müssen und . . .“

„Aber nicht doch, Fräulein Brigitte!“ unterbrach er sie und ließ keinen Blick von ihr, während sie bei der Anrede „Brigitte“ ein bißchen den hübschen vollen Mund vorzog. „Ihr Vater hat mir bereits alles erzählt . . . und . . . na, wir wollen nicht weiter darüber reden, was?“

„Zu ändern ist es ja nicht mehr!“ lachte sie und sah ihn harmlos-heit an. „Wenn ich gewußt hätte, daß meine Heldentat bei meinem alten Herrn auf so wenig Verständnis und Würdigung stößt, hätte ich mir die Mühe gespart . . .“

Man setzte sich, Git Stüwe ließ sich von Lutz eine Zigarette anzünden, paffte blaue Rauchwolken in die Luft und sah sich um.

„Einen Augenblick lang war ich doch erschrocken, als Sie plötzlich mit dem Revolver in der Hand hereinkamen, Herr Eggebrecht! Aber dann merkte ich sofort, daß ich von Ihnen nichts zu befürchten hatte.“

„Wieso?“ fragte Anton Eggebrecht.

„Sie waren ja genau so erschrocken wie ich!“

„Ist ja erklärlich, nicht? Ich hatte mich auf einen heißen Kampf mit Einbrechern gefaßt gemacht, in dem ich natürlich meinen Mann gestanden hätte!“ sagte er wie einer, der sich vor einem Duzend schwerer Jungen nicht fürchtet. „Und anstatt dessen finde ich Sie!“

Man lachte. Heinrich Stüwe flüchte vor Bewunderung über seine draufgängerische Tochter, Anton Eggebrecht brannte lichterloh im Übermaß neu aufstutender Empfindungen, Lutz ließ seinen Blick von einem zum andern wandern und machte sich seine eigenen Gedanken.

Als er ein wenig später die Geschichte der Jagd nach der „Verbrecherin“ erzählte, ließ die Heiterkeit gar keine Zusammenhänge mehr aufkeimen zwischen dieser Jagd und der Ursache dazu. Nur als der Name Heinz

Torsten fiel, horchte Anton Eggebrecht auf und verriet eine leise Unruhe.

Er konnte sich nicht enthalten zu fragen:

„Wer ist dieser Heinz Torsten?“

„Ein Freund!“ erklärte Git unbefangen.

Die Bezeichnung „Freund“ war für Anton Eggebrechts Begriffe sehr dehnbar, aber er wagte im Augenblick nicht die Bitte um weitere Definierung zu äußern, schon aufdämmernde Befürchtungen beiseite.

Der Kontakt zwischen den vier Menschen war hergestellt.

Eine halbe Stunde später wurde die Burberg hereingerufen und erhielt den Auftrag, eine Flasche Wein zu bringen. Man mußte natürlich auf das Wiedersehen nach vierzehn Jahren unter so eigentümlichen Umständen anstoßen.

Amalie Burberg betrachtete mit bissigen Zügen und verkniffenen Augen den kleinen Kreis. Stapfte laut und rücksichtslos hinaus und ließ die Tür ein wenig zu unsanft ins Schloß fallen.

Natürlich . . . sonst war man die Burbergen vorn und die Burbergen hinten . . . aber im übrigen war man nur die Wirtshästerin, der man kein Vertrauen schenkte! Da drinnen wurde offensichtlich eine Verlobung gefeiert, und sie — die so brennend gern dabei gewesen wäre! — durfte den Wein dazu bringen. Sonst nichts!

Wer gesehen hätte, mit was für einem Gesicht Amalie Burberg die Weinflasche entlockte, wäre wahrhaftig in ernste Besorgnis um das Leben der vier heiteren Menschen gekommen. Das Gesicht drückte Beleidigtsein in allerhöchster Potenz aus.

In Wirklichkeit dachte Amalie Burberg gar nicht daran, einem Mitmenschen etwas zuleide zu tun.

Sie hatte nun mal so ein Gesicht!

#### 10.

Luz Eggebrecht hatte dem Bauführer die letzten Anweisungen für den nächsten Tag gegeben und sah nun zu Else Marschner, seiner Sekretärin, hinüber.

„Na, Fräulein Marschner, wollen wir Schluß machen für heute?“

Das junge Mädchen hinter der Schreibmaschine lächelte. Es war ein schönes sonniges Lächeln, das dem hübschen Mädchengesicht einen eigenartigen Reiz gab.

„Wenn Sie meinen, Herr Eggebrecht . . .“

„Man muß auch etwas für seinen Körper tun! Und dann . . . wir sind dem Ehepaar Kofner noch eine Revanche schuldig!“

„Ich möchte nur noch den Brief an Kommerzienrat Elshner schreiben . . .“

„Hat bis morgen Zeit! Kommen Sie, sehen Sie Ihren „Bobby“ auf . . . Alwine wartet schon auf uns.“

Fünf Minuten später verließ Luz Eggebrecht mit seiner Sekretärin das Büro, stieg in den Wagen und rückte zur Seite, um Else Marschner genügend Platz zu machen.

Sie saß neben ihm, groß und schlank, das dunkle, fast schwarze Haar quoll in üppigen Wellen unter der weißen Polokappe hervor, die tiefgrauen Augen leuchteten über der vielleicht etwas zu winzigen Nase.

Else Marschner war das Ideal einer Sekretärin. Intelligent, selbständig, eine Hilfskraft, die Luz hoch einschätzte. Klubkameradin. Vor zwei Jahren noch die Tochter eines angesehenen Bankiers, der von einem Tag zum andern sein Vermögen verlor — sein Vermögen und den Mut, weiterzuleben. Er erschloß sich und hinterließ seiner Tochter nichts.

Sie war zu lebensstüchtig, um an dem furchtbaren Schlag zu zerbrechen. Und als sie ein halbes Jahr nach dem tragischen Tode ihres Vaters zufällig hörte, daß Luz eine neue Sekretärin suche, bot sie sich ihm an. Aus den Tennisklubkameraden wurden Chef und Angestellte, die sich in jeder Beziehung glänzend verstanden und außerdienstlich das frühere sportliche Verhältnis aufrechterhielten.

Luz brachte ihr die größte Achtung entgegen. Ihm imponierte die resolute Entschlossenheit, mit der die bis dahin verwöhnte Bankierstochter das Leben meisterte.

Ihm imponierte die Unentwegtheit, mit der sie sich in die ihr fremde Materie seines Berufs einarbeitete und in kurzer Zeit die wertvolle Stütze wurde, die sie ihm heute war.

Der Wagen brachte sie in schneller Fahrt nach Grunewald hinaus. Zum Tennisplatz ihres Klubs. Sie sprachen unterwegs von allem möglichen, nur nicht von ihrer Arbeit. Das war eine stille Vereinbarung zwischen ihnen: Hatten sie die Bürotür hinter sich geschlossen, müßten schon einige der von Luz Eggebrecht erbauten Häuser einstürzen, wenn sich ihre Unterhaltung auf dies Gebiet verirren sollte.

Seite an Seite betraten sie den Platz. Zwei Menschen, die in ihrer äußeren Erscheinung wundervoll aufeinander abgestimmt waren. Man begrüßte sie, tauschte einige Worte aus, Else Marschner wurde von Renate Dörfer, einer alten Freundin, in Empfang und sofort ins Schlepptau genommen.

Luz Eggebrecht wandte sich, gab einem Tennisjungen seine Rackets und schritt dem Klubhause zu. Stand plötzlich vor einer jungen Dame, die ihm lachend die Hand entgegenstreckte.

„Schauen Sie mich nicht so verwundert an . . . ich bin 's wirklich!“

„Das sehe ich, gnädiges Fräulein! Nur . . .“

„Wie ich hierherkomme? Der Luz Eggebrecht ist ein fabelhafter Tennispieler, hab' ich mir gedacht . . . und da ich gerade im Tennispiel noch sehr zu wünschen übrig lasse, könnte er mir ein vorzüglicher Lehrer sein!“

„Anmeldungen zum Kursus im Klubhaus! Stunde drei Mark!“ erwiderte er ruhig. „Ich habe zum Lehrer kein Talent.“

„Ich gehöre zu den Fortgeschrittenen und brauche deshalb eigentlich nicht direkt einen Lehrer . . .“

„Auch Trainer sind hier zu haben! Honorar nach Vereinbarung!“ unterbrach er sie mit derselben Ruhe.

„Mit Arroganz kommen Sie bei mir nicht weit, Luz Eggebrecht! Und außerdem rate ich Ihnen, sich schon heute gut mit mir zu stellen . . . wenn ich will, kann ich nämlich schon in vier Wochen Ihre Stiefmutter sein! Und dann hätten Sie nichts zu lachen bei mir!“

Git Stüwe zeigte übermütig ihre kleinen weißen Zähne.

„Wie kommen Sie . . .“

„Heute mittag war ihr Vater bei uns und hat in einer fast dreistündigen Konferenz mit meinem Vater die Vorteile einer Verbindung der Familien Eggebrecht und Stüwe erwogen! Da mein Vater aber nichts zu sagen hat, konnte er auch keine Entscheidung treffen . . . und ich . . .“

„Und Sie?“ fragte Luz gespannt.

„Ich habe Ihrem Vater erklärt, daß ich mich durch seinen Antrag kolossal geehrt fühle . . . selbstverständlich! Daß ich mir die Sache aber doch noch etwas überlegen möchte!“

Er führte einen zornigen Armhieb durch die Luft. „Hoffentlich gelangen Sie zu dem Resultat, daß von einer solchen Verbindung nicht die Rede sein kann!“

Sie sah zu ihm auf. Ihr blondes Haar funkelte in der Sonne wie glühendes Gold. In ihren Augen glänzte etwas wie Spottlust.

„Und warum nicht?“

„Mein Vater ist siebenundfünfzig . . .“

„Das wäre doch kein Hinderungsgrund!“

Luz blinnte zu ihr herab mit zusammengezogenen Brauen.

„Sie sehen hoffentlich ein, daß eine solche Verbindung auch in anderer Beziehung für beide Teile nur unglücklich verlaufen würde!“

Git Stüwe lächelte harmlos.

„Das ist noch gar nicht heraus. Aber warum ereisern Sie sich so?“

„Weil ich mich mit allen Kräften dagegen sträuben werde, daß mein Vater ein junges Mädchen heiratet, dessen — Großvater er sein könnte! Sie müssen doch einsehen, daß er mit seinen bald sechzig Jahren ein Menich ist, der Frieden und Ruhe und Ordnung braucht . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## In den Glanz hinein.

Skizze von Bertha Witt.

Wo die Apfelbäume begannen, kletterte die Landstraße einen Hügel hinauf. Man konnte auf einmal ganz weit sehen, über die rosig schimmernden Blütenwolken hinweg in diese weit ausgebreitete Welt voll Himmelsbläue und Frühlingsglanz. Und dahinten lag wie ein schönes Traumbild die Stadt mit den goldenen Türmen, und das Grün ihrer Kupferplatten schimmerte in der Sonne gleichend hell wie das feine Emaille einer Florentiner Goldschmiedearbeit.

Der eine der beiden Männer, die in dem Wagen saßen, der eben über den Hügel daherrollte, wies mit der Hand hinüber und begann die Türme der Reihe nach zu nennen. Der rechter Hand, etwas abseits, mit den schlanken Spitzen und der schmalen verbindenden Brücke dazwischen sei der Dom sagte er; und der stolze, überragende Doppelturmbau da in der Mitte sei Sankt Marien; und dann setzte er mit bedeutsamem Kopfnicken hinzu, ja, ja, es müsse für einen jungen Musiker eine fast unerhörte Günst des Schicksals sein, an dieser stolzen Kirche der Nachfolger des großen Buztehude werden zu können.

Der so sprach, war der berühmte Hamburger Tonkünstler, Komponist, Lehrer und Theoretiker Mattheson, und der neben ihm saß, war Georg Friedrich Händel, dazumal erster Geiger und nebenbei auch Kapellmeister an der Hamburger Oper. Es war kein großes Amt, auch wenn der junge Tonmeister, der erst unlängst von Halle gekommen war, schon einmal eine Oper für die berühmte Hamburger Bühne liefern durfte. Und wenn er an Sankt Marien dachte und diese fremde Stadt, der man unaufhaltsam näher kam, dann machte ihm der lodende Gedanke, den Mattheson noch einmal vor ihm ausmalte, das Herz weit. Und er vergaß die weite, lodende Frühlingswelt und diese schimmernden Farben von Emaille und Filigran, die wie ein Herüberklingen des Südens waren, wohin es sein Musikerherz mit allen Fasern zog. Denn Italien war damals für einen strebenden Jünger der Musik der Schlüssel zur Welt. St. Marien aber bedeutete: jechhaft werden, wenn auch in ehrenvollem Amt, um das ihn hundert andere beneiden würden.

Georg Friedrich Händel sah lange zu den grüngoldenen Türmen hinüber. „Und wenn“, sagte er endlich zu seinem recht selbstbewußt in die Welt hineinschauenden Begleiter, „die Wahl nun auf Euch fiele, — würdet Ihr sie annehmen?“

Auf Matthesons Gesicht erschien ein bedächtiges Lächeln. Er war ein eitler, aber auch sehr gutmütiger Mann, und es mochte ihn als den Älteren, Berühmteren reizen, sich in dem Wettstreit, zu dem man sie beide eingeladen, mit dem Jüngeren zu messen. „Freilich“, meinte er nach kurzem Besinnen, „bin ich in Hamburg ein großer Mann, und es mag sein, daß ich mich — auch bei solchem Tausch — doch nicht wenig bedenken werde. Aber wir wollen es darauf ankommen lassen. Und dann hat Meister Buztehude ja von einer kleinen Bedingung geschrieben, die wir noch nicht kennen; so scheint mir doch, es hänge noch von manchem ab, ob wir dazu jetzt Ja oder Nein sagen wollen.“

Die Türme waren ihnen jetzt ganz nahe gerückt. Mächtig standen sie in ihren grünen und roten Farben hinter den alten Häusern über dem Fluß, über den jetzt der Wagen hinüberrollte in das wuchtig gedrungene Postentor hinein, um durch die enge Windung der Postenstraße dem Markt zuzusteuern, wo über die Rathauslauben die Marienkirche riesenhaft herübersehauete. —

Kaum eine Stunde später wogte das Orgelgebräusch durch den mächtigen Raum. Wie Meeresrauschen war es, über dem gleich Sphärenklängen und Engelsstimmen zarte Flötentöne schwebten. Mattheson hatte zuerst gespielt, mit der würdigen Eleganz und selbstgefälligen Eitelkeit seiner Person. Und nun strömte Georg Friedrich Händel, fortgerissen von dem wundervollen Instrument, in Jubelhymnen sein ganzes Inneres aus. Dem Meister Buztehude liefen die hellen Tränen über das Gesicht, und die Ratsherren, wie sie sich in aller Eile eingefunden, nickten würdig mit den Perückenhäuptern; die anderen, die der Orgelklang in die offenen Kirchentüren gelockt, saßen in Andacht da, und ein Flüstern ging durch die Reihen: „Das ist der, der uns den Meister Buztehude erleben wird.“

Georg Friedrich Händel war noch wie ein Träumender, als man nachher zu Buztehudes Haus hinüberschritt. Er wußte es selbst, er brauchte nur zu wollen, und das Amt, um das ihn Hunderte beneiden würden, war sein; er hatte es aus jedem Wort, aus jedem Auge herausgesehen, noch ehe es überhaupt zu dem eigentlichen Wettspielen gekommen war. Sein Herz war voll; es schwelgte noch ganz in der Sonne, die darin lag, in diesem stolzen Gotteshaus, auf dieser Wunderorgel in jubelnden Hallelujas und Hosannas dem Allmächtigen Lob und Preis zu singen.

Mattheson ging mit Meister Buztehude ihm dicht voraus. Auch der Medselige war stiller geworden; doch jetzt fragte er mit dem lebenswürdigen Lächeln des weltgewandten Mannes, der mit jeder Lage fertig zu werden weiß: „Ihr hattet von einer kleinen Bedingung geschrieben, Meister. Ist es ein Geheimnis, oder ...“

„Gewiß nicht“, sagte der alte Musiker mit einem lieben, schüchternen Lächeln. „Die Herren wollen mir die Freude machen, den Abend bei mir zu sein, und meine Tochter wird trefflich vorgesorgt haben. Ja, so hat sie nun viele Jahre im Haus gewaltet, aber jetzt bin ich ein alter Mann, der nach irdischen Schätzen nie gestrebt, und ich müßte sie unverzogen zurücklassen, wenn ich einmal dahingehe. So hat denn der Rat mir gnädig zugestimmt, daß wir nur dem das Amt geben, der mir das gute Mädchen als seine Hausfrau mitzuübernehmen und heimzuführen gewillt ist. Das ist die kleine Bedingung.“

Sie waren in die dämmerdunkle Diele des Kantorhauses getreten, der Alte voran, während Mattheson sich nach dem jungen Freund umwandte, ein etwas süßsaures Lächeln auf dem glatten Gesicht. „Da hätte man ja auf einmal alles, was man sich wünschen kann — ein Amt, ein Heim und ein ehrfames, treffliches Eheweib dazu. Greift zu, junger Freund; den Vorzug habt Ihr.“

Eine Tür ging, und aus dem Rahmen sah man jetzt eine kleine, etwas rüchliche Frauengestalt heraustreten, mit einem schüchternen Lächeln auf dem gutmütigen Gesicht und einem verflohen forschenden Blick. Sie wurde ein wenig rot, als man sie ansah und war den ganzen Abend sehr still, während sie fast unmerklich ihres hausfraulichen Amtes waltete. Das alles nahm für sie ein; doch Jugend und Schönheit waren dahin, und Georg Friedrichs Blick, so oft er ganz ungewollt zu ihr hinüber sah, glitt über sie hinweg in die Ferne, und er sah wieder die weite Welt in ihrem Frühlingsglanz, so wie er sie am Morgen vor sich ausgebreitet gesehen, in jubelnder Himmelsbläue und grüngoldigem Schimmer. Und ganz fern war ihm jetzt das Orgelbrausen von Sankt Marien.

Auch er war den ganzen Abend schweigsam und still. Er war es noch, als er mit Mattheson durch die nächtliche Stadt zum Klingenberg emporschrift, wo schon damals der alte Gasthof „Stadt Hamburg“ für vornehme Fremde bereit stand. Es war kein kurzer Weg, und Mattheson wurde er bei dem Schweigen lang. „Ja, ja“, sagte er, „es will überlegt sein“, und lachte ein wenig.

Händel blieb stehen. Die Sterne funkelten über ihnen; er meinte, er hätte sie nie so hoch gesehen. Sein Atem ging schwer. „Ich kann's doch nicht“, sprach er vor sich hin. „Die Welt ist weit, sie ist doch mehr als eine Orgelbank, und wenn's die berühmteste wäre. Ich brauche die Welt, wenn ich einmal die großen Hallelujas singen will, die in meiner Seele wogen!“

Mattheson nickte; aber man wußte nicht, ob er begriff, was in diesen Worten lag.

Morgens in der Helle des Tages holperte der Wagen mit den beiden Musikern wieder zum Postentor hinaus, den rosigen Apfelblütenwolken zu, in den leuchtenden Glanz der Frühe hinein ...

## Der Koffer.

Von Jo Hanns Möller.

Wer einmal einen Koffer hat, der lasse ihn auch belieben! Ein unbeliebter Koffer ist wie eine Lederkofe mit Bügelsalte.

Wer viel reist, der erzählt auch viel.

Wer viel erzählt, dem wird wenig geglaubt.

Mit dem Koffer kann er beweisen.

Ein Zettel aus Köln gilt mehr, als zehn erzählte Reisen nach Paris.

Kurt Kerstens Koffer ist unbeliebt.

Zu Kurt Kerstens großem Kummer.

Nur ein einziger Zettel klebt darauf:

„Deutsche Palme, Pirna.“

Und auch dieser Zettel ist nur aus Versehen darauf gekommen, als Kurt Kersten einmal den Koffer seinem Freund geborgt hatte, der in Tischbeden reiste. Aber die Welt wurde täglich verwöhnter, ein Zettel aus Pirna war keine sonderliche Empfehlung mehr und man mußte dem Zug der Zeit folgen. Darum beschloß Kurt Kersten, seinen diesjährigen Sommerurlaub dem Koffer zu widmen und eine Reise nach Italien zu machen.

Vier Wochen würde er bleiben.

Vier Wochen bedeuten einunddreißig Hotels.

Einunddreißig Hotels kleben einunddreißig Zettel.

Einunddreißig Zettel genügen selbst für einen sehr vornehmen Koffer. Und so wird auch er, Kurt Kersten, dann einen Koffer haben, wie es sich gehört. Einen Koffer, der mitreden kann, einen Koffer, der gilt.

Kurt Kersten reiste ab.

Aus Leipzig.

Der Kurt Kersten ist aus Leipzig. Das braucht wohl nicht gesondert erwähnt zu werden, denn ein Mensch, der solche Sorgen hat und nur deswegen eine Reise reist, um seinen Koffer zu belieben, muß aus Leipzig sein. Kurt Kersten fuhr also von Leipzig über Halle und München nach Italien. Bei der Durchfahrt in München bestach er schnell einen gefälligen Hausdiener, der gerade einen Schrankkoffer von abreisenden Gästen mit einem schwarz-roten Hoteletikett beliebt, ihm auch schnell einen Zettel aufzu

leben. Das zweite Etsett bekam er in Vozen, das dritte in Verona, das vierte in Venedig. Dann weiter in Genua, Florenz, Rom, Neapel, Capri, Palermo und Tarmina. Kurt Kersten blieb nie in einem Hotel zwei Tage. Sondern er zog, wenn er auch länger in einer Stadt weilte, jeden Morgen in ein anderes Hotel, um wie in Rom beispielsweise drei Hoteladressen mit heimnehmen zu können. Oft stellte er auch sein Köfferchen heimlich in die Halle eines Luxushotels zu dem Gepärd, das der Hausdiener zur Bahn brachte. Ehe der Hotelwagen abfuhr, kam der berühmte Zettel auf die Koffer und am Bahnhof nahm ihn Kurt Kersten gegen ein kleines Trinkgeld wieder in Empfang. So nannte der letzte Zettel, der noch auf dem Koffer lag, die Villa Dligghea in Palermo, ohne daß es Kersten mehr als fünf Lire kostete, vor seinen Leipziger Freunden mit dem Besuch dieses ersten Hotels Europas prohen zu können.

In Tarmina gab Kurt Kersten seinen Koffer auf.

Das Zahnbürstel, das den einzigen Kofferinhalt bildete, verstaute er in seine Tasche, denn er wollte lieber diese Unbequemlichkeit tragen, als den jetzt kostbaren Koffer den weiteren Reiseunbillen aussetzen. So trug er den Koffer zur Bahn und gab ihn bis zur Zollgrenze auf.

Drei Tage später fuhr er nach.

Ohne Station zu machen und eine Nacht im Hotel abzustiegen, was ja jetzt für ihn zwecklos war, langte er nach achttunddreißig Stunden Bahnfahrt auf dem Brenner an.

„Meinen Koffer“, trat er zum Schalter.

Der Beamte brachte ihn.

„Das ist doch nicht mein Koffer“, erschrak Kurt Kersten.

„Die Aufgabelscheine stimmen.“

„Aber das ist doch nie und nimmer mein Koffer.“

Die Größe stimmte zwar. Das Gewicht auch. Aber der Koffer war vollkommen neu und trug nicht einen Zettel. Betrübte Kurt Kersten in sich zusammen. Man öffnete den Koffer bahnamtlich. Und richtig, er enthielt Frauenkleider. Eine telefonische Anfrage nach Tarmina ergab, daß die Koffer vertauscht seien und Kurt Kerstens Koffer noch dort lagerte.

„Soll er geschickt werden?“ fragte der Beamte.

Kurt Kersten, froh, seines kostbaren Stückes nicht völlig verlustig zu sein, rief schnell:

„Nein. Ich hole ihn selbst.“

Und er fuhr nochmals achttunddreißig Stunden nach Tarmina hin und achttunddreißig Stunden zurück. Wollte er sich doch nicht der Leichtfertigkeit beschuldigen können, so eine Reise ganz umsonst gemacht zu haben.

Stolz kam Kurt Kersten am Abend des achtundzwanzigsten Juli in Leipzig an. Es war spät in der Nacht, als er seine Wohnung aufschloß.

Die Wirtin war bereits zu Bett gegangen.

Kurt Kersten trug seinen Koffer in sein Zimmer und probierte noch vor dem Schlafengehen, wo er den Koffer am günstigsten aufstellen könne, damit er jedem Besucher sofort ins Auge fiel. Dann aber stellte er ihn leise in den Vorraum, damit schon am frühen Morgen seine Wirtin das Globetrottertum ihres möblierten Herrn bewundern könne.

Am nächsten Morgen erwachte Kurt Kersten ziemlich spät.

Sein erster Gedanke war der Koffer.

Sein zweiter Gedanke war der Koffer.

Sein dritter Gedanke war das Frühstück.

Er klingelte.

Die Wirtin schob herein.

„Guten Morgen, Frau Wiefssauer.“

„Morgen“, brummte die Wirtin mürrisch.

„Was ist denn los? Was haben Sie denn, meine liebe Frau Wiefssauer?“

„Ach nicht.“

„Freuen Sie sich denn nicht, daß ich wieder da bin? Weit herumgekommen bin ich. Haben Sie schon meinen Koffer gesehen?“

„Ja, ja, die vielen Zettel. An mich haben Sie wohl gar nicht gedacht?“

„Aber ich habe Ihnen doch geschrieben. Aus Rom. Und von Capri.“

„Das weiß ich alleine. Das meine ich auch nicht. Ich meine wegen der vielen Zettel.“

„Zettel? Wie so?“

„Na ja, da paßt man doch ein bißel besser auf seine sieben Sachen auf. Den ganzen guten Koffer haben Sie sich vollstecken lassen und ich stehe jetzt schon gute zwei Stunden in der Küche und scheure und scheure das Zeug herunter. Jetzt ist ja alles weg, aber wenn Sie mir wieder so einen Koffer nach Hause bringen, dann glauben Sie mir ja nicht, daß ich Ihnen wieder die Arbeit mache.“

## Der Tierarzt.

Von Hans Kiebau.

„Nein“, sagte Dr. vet. Schott, „da sind Sie sehr im Irrtum! Für den Arzt ist die Diagnose eine Kleinigkeit. Er fragt den Patienten: Wo fehlt's denn? — und die Antwort ergibt dann schon mehr oder weniger treffend das Krankheitsbild. Wir Tierärzte dagegen gucken uns so eine Kuh an. Die Kuh macht Mööööh — und dann müssen wir Bescheid wissen, ob es der Darm ist, die Niere, der Schlund oder sonst was.“

„Na, na“, sagte Dr. med. Treff. „Ein bißchen anders liegt die Sache denn doch. Die Angaben unserer Patienten verwirren oft mehr, als daß sie uns ein Hinweis sein können. Und für so ein Stück Vieh kommt praktisch doch nur eine sehr begrenzte Zahl von Krankheiten in Frage. Beim Menschen jedoch, mit seinen Nervenerkrankungen, mit den wichtigen seelischen Einflüssen, den zahlreichen Infektionen, ist es wohl weit schwieriger, zu einer einwandfreien Diagnose zu kommen. Und im übrigen“ — Dr. Treff räusperte sich — „ist ja schon durch die verschiedene Art der Vorbildung von Arzt und Tierarzt unsere Streitfrage einigermaßen entschieden.“

Dr. Schott schwieg verärgert. „Wir werden vielleicht“, sagte er schließlich, „die Probe aufs Exempel machen können.“

Und dann sprach man am Honoratiorenstammtisch der kleinen Stadt von etwas anderem.

Die Probe aufs Exempel ließ nicht lange auf sich warten. Er selbst nämlich, Dr. vet. Schott, wurde krank, legte sich ins Bett und ließ den Arzt rufen.

Dr. Treff kam. „Na?“, sagte er, „wo fehlt's denn?“

„Möööööh“ brüllte Dr. Schott.

„Machen Sie doch keine Witze“, sagte Dr. Treff. — „Sie haben anscheinend Fieber. Haben Sie Schmerzen?“

„Mmmöööööh“, machte der Tierarzt.

Dr. Treff runzelte die Stirne: „Mit einer Krankheit sollte man keinen Scherz treiben. Erklären Sie, bitte —“

„Mmmöööööh“, wiederholte der Kranke, steckte seinen Fuß unter der Bettdecke hervor und trat nach dem Arzt.

Dr. Treff überlegte.

„Der Fall ist sonnenklar“, sagte er dann zu der Haushälterin und kniff die Augen zusammen. „Geben Sie ihm ein viertel Liter Rizinusöl und zwei Liter Salzwasser, und wenn die Sache morgen mittag noch nicht in Ordnung ist, müssen wir ihn notschlachten.“

## Schicksal und Prägung.

Von Peter Paul.

Ein hartes Schicksal überwindet man am leichtesten, indem man es lieben lernt.

Mancher fragt, warum muß ich so leiden, statt daß er sich fragt: Was mache ich aus meinem Leid?

Wenn eine Kultur müde wird, wird die Zivilisation geschäftig.

Nichts ist vergänglicher als das Glück, und nichts beständiger als die Sehnsucht.

Leben will Freude, aber Freude ist nur im Schaffen.

Wehe der Generation, die vergißt, daß die Gegenwart nur Brücke ist von der Vergangenheit zur Zukunft.

Die Menschen verstehen dich nur, wenn du sie in ihrer Sprache anspricht — aber vergiß nicht, ein jeder spricht eine andere Sprache.

Es gibt keine erschütterndere Wirkung als von Mensch zu Mensch.

Alle Jagd und Flucht sind nichts als der Umweg zu dem verlorenen Ich.

Es gibt keine absolute Wahrheit, nur einen Weg zu ihr.

Der Freiheit Anfang und Ende ist die Erkenntnis.

Es gibt kein Urteil, das sich schwerer umstößen läßt, als das Vorurteil.